

Wie kein anderer, so heißt es, konnte Max Bense sein Publikum im Gefühl entlassen, dem Denken selbst beigegeben zu haben. Bense war Professor in Stuttgart, und nicht nur seine Denkfiktionen galten als spektakulär, auch die Art, wie er sie vermittelte. Der Stuttgarter Filmemacher Jonnie Döbele war in den 70er Jahren Student bei Bense und hielt seinen Blick auf den Philosophen mit seiner Leica fest. 40 Jahre später ist daraus ein Fotobuch entstanden. Der Stuttgarter Künstler Harry Walter, der ebenfalls bei Bense studiert hat, verfasste dazu ein Essay, das wir hier in gekürzter Version drucken.

Nach auf dem Gymnasium war mir zu Ohren gekommen, es gebe an der hiesigen Universität etwas zu sehen, das man so schnell nicht wieder vergesse: einen Philosophieprofessor, der 90 Minuten aus dem Stegreif philosophieren könne und bisweilen so sehr in Rage gerate, dass er öffentlich zu explodieren drohe. Das interessierte mich, zumal ich kurz vorher in der Liederhalle erleben durfte, wie Jimi Hendrix mit der Zunge die Saiten seiner elektrischen Gitarre zupfte und damit bewies, dass alles, im Prinzip alles, auch anders sein könnte.

Etwas zu früh in der betreffenden Veranstaltung angekommen, fiel mir zunächst auf, dass der Professor schon da war. Mit einem kleinen quadratischen Notizbuch bewaffnet, schien er sich vor der großen Wandtafel warmzulaufen und irgendwelche geistigen Dehnübungen auszuführen. Ab und an grüßte er, über den Lesebrillenrand hinweg, einige am Spielfeldrand auftauchende Bekannte. Ein letzter Blick auf die Uhr und die Veranstaltung konnte beginnen. Max Bense steckte die Brille weg und machte sich endgültig anwesend, indem er seinen Blick ziemlich genau in der geometrischen Mitte des von der Zuhörerschaft eingenommenen Raumvolumens verankerte.

Nun setzte ein, was den Namen Max Bense über die akademische Welt hinaus berühmt und einigermaßen berüchtigt machte: sein antiakademisches Freistilringen mit letzten, sprich: allerletzten Fragen, ohne besondere Rücksicht darauf zu nehmen, in wessen angestammte Zuständigkeiten er da eintrat, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, wenn Feinde beim Namen genannt werden mussten. In wenigen Minuten gelang es ihm, fast alles, was der Begriff einer geisteswissenschaftlichen Vorlesung an negativen Erwartungen verhielt, aufs Wörtlichste zu unterlaufen: kein professorales Genäsel, kein Feiertagston, kein verbalisiertes Papiergeraschel, kein Höchstdeutsch am Stehpult, sondern rheinisch gefärbtes, umstandslos Normaldeutsch eines ständig in Bewegung befindlichen Wort- und Gestenprozessors, eine Art tiefergelegter Volkswagen mit Porschemotor, bis heute der Gipfel des Snobismus. Ein in Satire geschulter Freund von mir nannte ihn gar eine Mischung aus Willy Millowitzsch und Herbert Marcuse.

Da ich als Neu- und Quereinsteiger natürlich nicht über die nötige Bildung und geistige Spannweite verfügte, um etwa Gödels Unentscheidbarkeitstheorem so auf die Schnelle mit Kafkas Tagebüchern und Kurt Georg Kiesinger in Verbindung bringen zu können, musste ich dem rein dramaturgischen Aspekt des Geschehens zwangsläufig mehr Bedeutung zusprechen, als es in sachlicher Hinsicht wohl erlaubt ist.

Jedenfalls wurde ich Zeuge eines durch Selbstinduktion gestarteten und sich rasch in erkenntnistheoretische Gewitterzonen hochschaukelnden Einminstückes, dessen Sprache allerdings mit einer Vielzahl sehr spezieller Ausdrücke durchsetzt war. Um die hohe Emission von Namen und Begriffen einigermaßen in den Griff zu bekommen, wurde endlich die riesige Wandtafel in Betrieb genommen. Ich sage, in Betrieb genommen, denn was sich auf dieser schwarzgrauen Fläche in 90 Minuten abspielte, bedeutete die Ausschöpfung ihrer sämtlichen Möglichkeiten. Anders als den antiken Peripatetikern stand Bense bei seinem gehenden Denken oder denkenden Gehen ja keine Wandelhalle zur Verfügung, sondern lediglich der schmale Schlauch zwischen Tafel und vorderster Sitzreihe, der sich auf seine Gesamtmotorik natürlich beschleunigend auswirkte. Der einzige Ort, an dem der motorische Überschuss in produktiver Weise abgebaut werden konnte, war nun eben dieses höherverstellbare Rechteck.

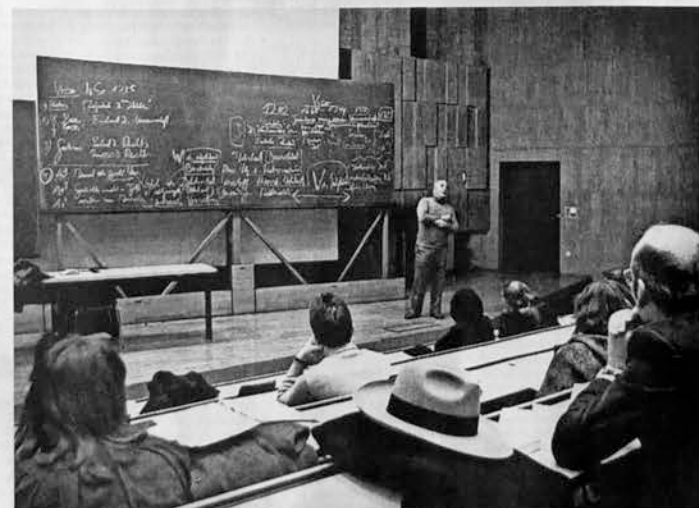
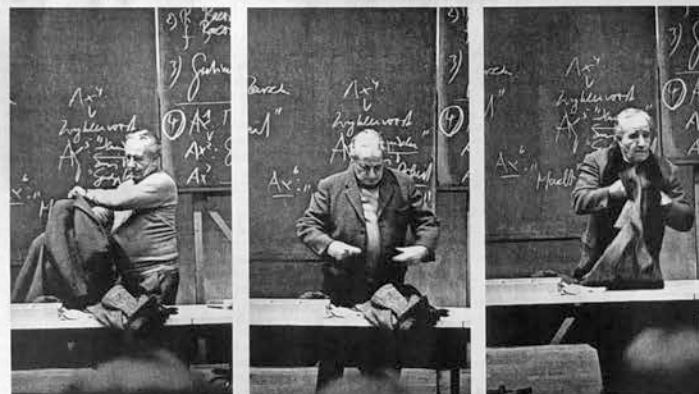
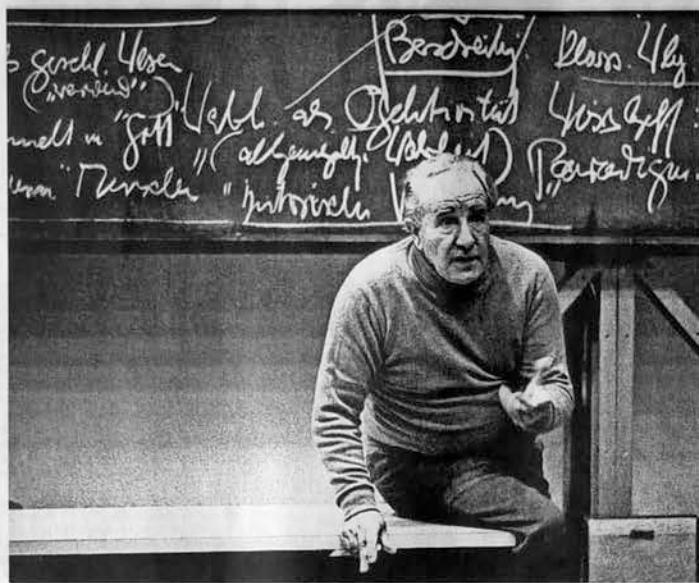
Bense griff also irgendwann zur Kreide und begann, die seinen Kopf großzügig einrahmende Fläche von einer beliebigen Stelle aus zu annekieren. Das winzige Notizbuch diente dabei als Navigationshilfe. Die aus dem Handgelenk herausgedrehten Zeichen bestanden nun keineswegs bloß aus Buchstaben und Zahlen, sondern aus allem, was sich mit Hilfe eines Stücks Kreide hervorbringen lässt. Ich erinnere mich neben allerlei Worten, Zahlen, Kürzeln an gerade, eckige, punktierte, sägezahnartige Linien; an Dreiecke, Rechtecke, Vierecke und sich nach allen Seiten wie Astwerk oder Eisblumen ausbreitende Liniengerüste; an komplexe Kurven und Schraffuren; an gezeichnete Blätter und Gesichtsprofile; an Piktogramme, Diagramme, Seismogramme, an Tabellen, Schleifen und seltsame Formeln für dies und das. Vor allem an gleichseitige Dreiecke mit der Spitze nach oben.

Ja, es waren diese Dreiecke, die alles zusammenzuhalten schienen. An ihren Spitzen saßen zu meist Buchstaben wie M, O und I oder seltsame Kürzel wie Rhe, Die und Ag. Und von ihnen zweigten oft weitere Linien ab, Torpedofächer, die im Prinzip auf alles Mögliche hinielen konnten: auf weitere Kürzel, auf Zahlenpaare mit Punkt dazwischen, auf Blätter und Schiffe, Bambus und Plutonium, auf weitere Dreiecke mit weiteren Verzweigungen und Abkürzungen.

Mindestens ebenso wie die Zeichen selbst faszinierten mich die Umstände ihrer Hervorbringung.

Antiakademisches Freistilringen

Bildung Er war berühmt und berüchtigt als philosophischer Querdenker, rochierte an der Hörsaaltafel zwischen avantgardistischer Kunst und exakter Wissenschaft. Eine Erinnerung an Max Bense und seine Zeichensprache. Von Harry Walter



„Mischung aus Willy Millowitzsch und Herbert Marcuse“: Max Bense in der Vorlesung vom 6. Dezember 1976, 18.15 bis 19.20 Uhr, im Tiefen Hörsaal des KI der Universität Stuttgart, festgehalten von Jonnie Döbele

Dass ein aus der körperlichen Bewegung heraus geführter Diskurs zu anderen Denkfiktionen führen muss als ein am Schreibtisch fürs Vorlesepult produzierter Text, versteht sich von selbst. Dass aber solche der Bewegung abgerundeten Denkfiktionen neben ihrer sprachlichen fast im selben Moment eine visuelle Gestalt annehmen konnten – diese Beobachtung hat mich so beeindruckt, dass ich bis heute nicht von der Idee loskomme, es könne so etwas wie eine abstrakte philosophische Notation geben, die sich, ohne je die klassische Form eines Textes anzunehmen, direkt in gesprochene Sprache verwandeln ließe – eine Lingua Bense.

Obwohl nicht immer frei von Kokeretterie, war Benses besonderer Vortragstil keineswegs eine akademische Marotte, sondern der Ausdruck einer speziell entwickelten Technik der Subversion, wie sie unter Lehrkörpern nur selten vorkommt. Als Querdenken noch gar nicht Mode war, rochierte er bereits ausgiebig zwischen den Fronten oder – wenn man will – zwischen den Möbeln, die zufällig um ihn herumstanden. Und ganz besonders gefiel er sich dabei in der Rolle eines Doppelagenten zwischen progressiver Kunst und exakter Wissenschaft. Als Hauptvertreter des von ihm erfundenen existenziellen Rationalismus philosophierte er selbstredend quer zum universitären Normalbetrieb und konnte sich das irgendwie auch leisten.

Auf ihre ästhetische Eigenrealität hin betrachtet – und mir blieb oft nichts anderes übrig – konnten die von Bense gefüllten Tafeln den konzeptuellen Geschmack der späten 60er und frühen 70er Jahre treffen. Warum sie dennoch nicht so in Umlauf gekommen sind wie diejenigen von Joseph Beuys, hat wohl auch mit der Tatsache zu tun, dass Bense das Monopol auf ihre Deutung besaß, so dass für Kunstkritiker wenig zu tun geblieben wäre.

Der amerikanische Philosoph Charles Sanders Peirce, so führte Bense eines Abends aus, habe behauptet, dass, wenn man das Universum als eine leere Tafel betrachte, es logisch zwingend sei, dass alles, was überhaupt aufgezeichnet werden könne, auf dieser Tafel der Möglichkeit nach bereits enthalten sei. „Wirklich alles, auch dieser Punkt hier oder dieses Wort oder“ – und jetzt zeichnete Bense etwas ziemlich Extravaganteres – „diese völlig unverständliche Kurve.“ Jedes Schreiben, jedes Zeichnen an eine Tafel, so legte ich mir diesen Gedanken zurecht, ist also nichts anderes, als die rituelle Wiederholung des ursprünglichen Schöpfungsaktes. Bense diente die Tafel als Informationsträger und Feedbackfläche zwischen ihm und dem Publikum. Indem er auf dieser öffentlichen Fläche alles mit allem in Beziehung setzte, führte er auf geniale Weise vor, wie man ein Brett vor dem Kopf als kognitives Display einsetzen kann.

Einige Jahre nach meiner Erstbegegnung, als Benses Montagabendveranstaltungen bereits im großen Tiefen Hörsaal des KI stattfanden, wurde ich Zeuge einer ebenso komischen wie denkwürdigen Begebenheit. Die gigantische Wandtafel war bereits gefüllt mit Kreidezeichen aller Art, als Bense zwischen einem Begriff in Augenhöhe und einem viel weiter oben stehenden und deshalb für ihn unerreichten anderen Begriff einen grafischen Zusammenhang herstellen wollte. Mittels einer Fußtaste wäre es möglich gewesen, die motorbetriebene Tafel herunterzufahren und dann den Strich zu ziehen. Da Bense jedoch die Kreide schon an die Tafel angesetzt hatte und die Fußtaste sich zufällig in der Nähe seines Standortes befand und er sich vermutlich später auch nicht bücken wollte, ließ er, von der ungeahnten Möglichkeit selbst überrascht, den Arm unbewegt stehen und setzte statt diesem die Tafel in Bewegung, bis der gewünschte Punkt erreicht war. Die so aus der Zusammenarbeit von Hand und Fuß erzeugte, letztlich aber von der Tafel selbst gezeichnete Linie gibt mir bis heute zu denken. Für einige Augenblicke war Bense Teil einer in sich geschlossenen Aufzeichnungsmaschine, bei der seine ansonsten subjektiv gesteuerte Hand nur noch als technische Kreidehalterung fungierte.

Wäre es möglich, dass die Funktion des schöpferischen Subjekts sich eines Tages darauf beschränken könnte, nur den Finger auszustrecken und in die Welt oder auf einen Bildschirm zu zeigen, wohl wissend, dass die Welt oder der Bildschirm auch ohne unser Zutun ständig in Bewegung sind und es allein darum gehen kann, im rechten Moment auf die richtige Stelle zu zeigen?

MAX BENSE IM FOTOBUCH

Professor Max Bense (1910–1990) war von 1949 an Professor an der Stuttgarter Universität. Seine Vorlesungen zogen Studenten aller Fachbereiche und anderer Hochschulen an, weil er seinen Lehrstuhl für Philosophie und Wissenschaftstheorie, wie Harry Walter schreibt, „zu keiner Zeit als bequemes Sitzmöbel interpretierte, sondern als Möglichkeit, nachhaltig in die geistige Debatte einzugreifen“.

Autor Harry Walter ist Künstler und Autor. Er lebt in Stuttgart, studierte dort Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte, hatte zahlreiche Ausstellungen und Publikationen im Grenzland zwischen Kunst, Literatur und Philosophie. Walter ist Mitbegründer der Künstlergruppen ABR-Stuttgart und Begleitbüro Soup.

Fotograf Jonnie Döbele studierte Malerei, Fotografie, Philosophie und Kunstwissenschaft in Stuttgart, es folgte ein Filmstudium in London und New York. Er arbeitete als Kameramann und Regisseur, war Professor für Videokunst an der University of Michigan. Die Bilder für sein Fotobuch „Max Bense 6.12.76, 18.15–19.20 Uhr“ (ISBN: 978-3-86-335756-6) machte er 1976 als Student bei Max Bense. Es erscheint im Verlag der Buchhandlung Walther König in Köln; hat 68 Seiten mit 45 Fotos, kostet 30 Euro und wird am 15. Mai, 19 Uhr, in der Stuttgarter Galerie Parrotta erstmals präsentiert. szu